

Aus der Psychopathologischen Forschungsabteilung (Prof. MÜLLER-SUUR)
der Universitätsklinik für psychische und Nervenkrankheiten Göttingen
(ehem. Direktor: Prof. EWALD)

Zur phänomenologischen Strukturanalyse der Störungen des Ichbewußtseins*

Von
HARALD FELDMANN

(*Ein eingangen am 23. Juli 1958*)

Die Geschichte älteren psychologischen und psychopathologischen Denkens fällt mit der Philosophiegeschichte zusammen. Wenn auch heutige Psychopathologie sich Gebiete offensichtlicher Eigenständigkeit erschlossen hat, wird sie doch weiterhin, soweit sie ihr Augenmerk auf phänomenalimmanente Strukturen des Seelischen und ihre Bindung durch Überindividuell-Kategoriales lenkt, philosophischer Begriffsklärung nicht entraten können. Eine solche Begriffsklärung muß jedoch, wenn sie wirklich klären soll, logisch-analytisch orientiert sein.

Im folgenden sollen die wichtigsten begrifflichen Voraussetzungen für eine Phänomenologie des Ichbewußtseins kurz dargestellt werden und damit versucht werden, einige Anhaltspunkte zum Verständnis der Störungen des Ichbewußtseins zu gewinnen. Eine phänomenologische Analyse des Ichbewußtseins hat als erster DESCARTES durchgeführt. Seine Ergebnisse bilden immer noch die Basis für alle weiteren derartigen Untersuchungen. Neben DESCARTES' Analyse des empirischen Ichbewußtseins sind heute die Untersuchungen HUSSERLS über die transzendentale Subjektivität nicht mehr zu entbehren, um die Bedeutungsgehalte des Ich-Begriffs zu verstehen.

1. Das unmittelbare Icherleben (Selbstinnewerden des Ich)

DESCARTES' Anliegen war es, eine zweifelssichere und allgemeinverbindliche Grundlage aller Erkenntnis zu finden, um auf ihr deduktiv ein Wissenschaftssystem errichten zu können. Diese Grundlage erblickte er in der Evidenz des Ichbewußtseins. In der konsequenten, ja hyperbolischen Anwendung seines methodischen Zweifels stellte er bewußt alle Urteils- und Glaubensmeinungen über sonst Welthaltiges zurück und fand, daß eine solche Restriktion sich dann selbst aufhebt, wenn man sie auf das erlebende Ich, d. h. auf das Erlebniszentrum eben dieser eingeklammerten Urteilsmeinungen, ausdehnt. Dieses erlebende Ich kann

* Herrn Prof. EWALD zum 70. Geburtstag.

in voller Gewißheit sich seines Erlebens in innerer Erfahrung bewußt werden, es ist — bei allem Vorbehalt den primären *Cogitata* gegenüber — sich selbst modo obliquo, im „sekundären Bewußtsein“ (BRENTANO) gegeben.

Entgegen älteren Auffassungen steht heute fest, daß DESCARTES als *Cogitatio* seines Satzes „cogito ergo sum“ nicht bloß das Denken (d. h. Vorstellen, Urteilen usw.) versteht, sondern jede nur mögliche Art, sich in seinem Bewußtsein auf etwas zu beziehen. In seiner Lehre wirkt dabei offenbar die scholastische Konzeption der Intentionalität des Psychischen fort, die in neuerer Zeit erst wieder von FRANZ BRENTANO dem psychologischen Denken erschlossen wurde.

Die Realität des Ich geht für DESCARTES ganz und gar in dem Innewerden seiner selbst als Erlebendem in der inneren Erfahrung auf. Man wird diese Realität also in dem Sich-selbst-Zeigen des Ich gegeben sehen und dieses Sich-selbst-Zeigen nicht als bloß phänomenales Erscheinen (im Kantschen Sinne) auffassen dürfen. Denn ein solches (bloßes) „Erscheinen“ des Ich würde ja nur bedeuten, daß das Ich im Bewußtsein des Subjekts auftritt; aber: des Subjekts, das es selbst ist. Das würde also heißen, daß das Ich, indem es Bewußtsein konstituiert und in eben diesem Bewußtsein gleichzeitig gegeben ist, zugleich „real“ und „phänomenal“ wäre. Deshalb scheint es fehl am Platze, wie KAFKA (a. a. O.) schon ausführte, diesen Unterschied von Realität und Erscheinung auf die Differenz von Ich als Erlebniszentrums und Ich als in innerer Erfahrung Innewordenes zu übertragen.

Das Besondere der cartesischen Lehre scheint uns nun darin zu liegen: sie rekurriert auf eine Sachosphäre, die Allgemeinverbindlichkeit beansprucht und Grundlage für ein Wissenschaftssystem sein will, die aber gleichzeitig die Selbstevidenz des Ich auch als ein psychologisches Phänomen ausweist.

2. Das Icherleben und der Ich-Sinn

Ungenügend berücksichtigt scheint uns von DESCARTES die Differenz zwischen dem Ich als originärer Selbstgegebenheit, die zugleich mit seinem primären Gerichtetsein auf „etwas“ sein kann, und dem Ich als Sinngebilde begrifflich-meinenden, d. h. objektivierenden Denkens zu sein. Diese Unterscheidung wird aber bedeutsam, wenn man die feinere intentionale Struktur des Ichbewußtseins untersuchen will.

Sprechen wir von dem „Ich“, so verweist dieser Ausdruck jeweils auf den gemeinten Sinn, auf sein Designatum; d. h. das „Ich“ ist im Hinblick auf unsere Bewußtseinsintentionalität etwas Objiziertes, während es in der inneren Erfahrung nur originär-selbstinnnewerdend, d. h. vorprädikativ (HUSSERL) und also auch nicht prädikabel gegeben ist.

3. Empirischer und transzendentaler Ich-Sinn

Dem cartesischen Zweifel, der auf die selbstevidente Erfahrung des Ich führt, verwandt ist die phänomenologische Reduktion HUSSERLS: die Epoche. Jedoch geht HUSSERL einen Schritt weiter als DESCARTES: nach Einklammerung aller welthaltigen Urteilsmeinungen greift er über die innere Erfahrung der Erlebnisse *als* Erlebnisse (d. h. eine rein immaterielle Psychologie) hinaus und gewinnt die transzendentale Erfahrung eines reinen Ego. In dieser transzental-phänomenologischen Sicht geht es bei dem Ich nicht mehr um den Sinn im Modus bloßen empirischen Meinens oder der Selbstgegebenheit; unter Verlassen der psychologischen Ebene geht es jetzt um seinen Sinn im Modus der Wesensmöglichkeit. Am Vorgehen DESCARTES' setzt HUSSERL aus, er habe die Evidenz des Ichbewußtseins nicht genügend in der Form seiner Selbstgebung gesucht und es hätte ferner auch einer intentionalen Aufklärung des methodischen Zweifels bedurft: seine Struktur als bloßer Abwandlungsmodus der Selbstgegebenheit würde dann hervorgetreten sein.

Uns mag hier zunächst die Bedeutung des reinen Ego im Husserlschen Sinne im Verhältnis zum Ich der Psychologie interessieren. ST. STRASSER (a. a. O., S. 45 ff.) hat schon die Verwandtschaft des Begriffes eines solchen letzten Ich mit dem „objektiven Geist“ idealistischer Philosophien gesehen. Tatsächlich ist das Ich sich auf dieser Ebene der Betrachtung nicht mehr nur in innerer Erfahrung seiner selbst bewußt, auch nicht nur als das die intentionalen Akte Konstituierende, sondern diese innere Erfahrung ist hier, in der Epoche, eingeklammert. Jetzt erscheint ein Ich, das nach der transzentalen Leistung und nach der Möglichkeit zu befragen ist, denen alles Empirisch-Weltliche, also auch die originäre Ich-Erfahrung und das Sprechen von „ich“ ihren Geltungsgrund verdanken. Dieser Schritt vom originären Ich in seiner inneren Selbstgegebenheit zur Wesensmöglichkeit des fundierenden Ego ist zunächst nur ein methodologischer: es ist ein Übergang von empirisch-sachgebundener zu apriorisch-transzentaler Betrachtungsweise. Darüber hinaus sieht HUSSERL darin aber auch einen formal-ontologischen Aufbau von Fundierendem und Fundiertem ausgedrückt. Das Fundierte wäre dabei sowohl das empirische Ich, das seine intentionalen Bezüge individuell konstituiert und zugleich seiner selbst inne werden kann, als auch jede empirische Meinung, Geltung usw., die kollektive Normbezüge enthalten. In diesem Aufbau ist die Welt dem empirischen Ich nur durch seinen Bezug auf andere Iche, durch sein Überwechseln in die Position der andern, als objektiv garantiert. Diese andern können zwar diesem Ich nicht originär selbstgegeben sein, jedoch verweisen sie ihrerseits auf ein normatives transzendentales Ego. So ist die objektive Welt für das Ich eine intersubjektiv geltende, eine Welt für jedermann.

4. Strukturelle Analyse des Ich-Bewußtseins

Die vorstehende Erörterung mag als solche für die psychopathologisch wichtigen Aspekte des Ichbewußtseins und seiner intentionalen Struktur uninteressant erscheinen. Jedoch läßt sich zeigen, daß mit dem Rückgriff auf das reine Ego HUSSERLS als dem Geltungsgrund seiner Objektivationen offenbar eine phänomenologisch-psychologische Reduktion gleichläuft, die auch in der cartesischen Reduktion liegt. Eine Analyse, welche das „ich bin“ als Sinngebilde transzendentaler Intentionalität aufzeigt, enthält ja in sich bereits die Aufklärung des „ich bin“ — auf gleichsam niederer Stufe — als Sinngebilde psychischer Intentionalität. Um die Kenntnis eben des seelischen Aktzusammenhangs, der dem „ich bin“ genetisch-strukturell vorausgeht und ihm zugrunde liegt, wird aber eine phänomenologisch gerichtete Psychopathologie bemüht bleiben müssen.

Den Zugang dazu kann einerseits eine der cartesischen ähnliche Reduktion auf das in innerer Erfahrung gegebene originäre Ich eröffnen, das als das originär letzte Ich im psychologischen Sinne aufzufassen ist. Andererseits kann man aber auch von dem schon kategorial geformten Sinngebilde des Satzes „ich bin“ ausgehen, um dann phänomenologisch-analytisch nach den zugrunde liegenden Bewußtseinsleistungen zu fragen.

Damit lassen sich jetzt verschiedene Ebenen im intentionalen Aufbau des Ichbewußtseins näher charakterisieren:

1. Das Wort „ich“ (semantisch genommen) verweist stets auf einen Ich-Sinn als Gegenstand eines vergegenwärtigenden Meinen. Selbst dann, wenn in einem mehr *habituellen*, erlebnismäßig fast „leeren“ Ichbewußtsein das „ich“ mehr seiner verselbständigt syntaktischen als seiner bedeutungserfüllten semantischen Funktion folgt, indiziert dieses „ich“ doch immer seinen begrifflichen und damit auch noematischen Sinn, auch ohne *actu exercito* vergegenwärtigt zu sein. So schließt also schon im Fall des alltäglichen Dahnredens von „ich“ dieses „ich“ seiner logischen Struktur nach bereits weiter zurückreichende Intentionalitäten ein.

2. Das Aussageurteil „ich bin“, das ein *explizites* Ichbewußtsein jederzeit abschließen und es zugleich in normative Bezüge zu sich selbst und zu anderen Ichen setzen kann, ist also immer schon fundiert durch die *Vergegenwärtigung* des Ich als das Meinen des Ich-Sinns in einem reflexiv-vergegenwärtigenden Akt.

3. Das im eigentlichen Sinne reale Erlebensfundament dieses kategorialen Aktes ist jedoch ein Akt auf noch weiter zurückliegender vorprädikativer Ebene: das *Selbstinnewerden* des Ich, das in jedem Psychisch-sich-auf-etwas-Beziehen „en parergo“ (ARISTOTELES) mitlaufen kann.

In der strukturellen Verflochtenheit dieser drei verschiedenen Modi macht sich ein bestimmtes Gerichtetsein geltend. Dieses kann einmal auf

Bewährung und prädiktative Sinnerfüllung mit ihren verschiedenen Normbezügen abzielen, so daß es zum anerkennenden Urteil „ich bin“ kommen kann; oder aber es ist in einem mehr habituellen Ichbewußtsein ein Gerichtetsein auf eine in dem Ausdruck „ich“ fortlaufende Sinngesetztheit.

Durch die Herausstellung dieser verschiedenen Ebenen im Aufbau des Ichbewußtseins wird man der Aufgabe gerecht werden können, eben dieses abschließende Aussageurteil „ich bin“ nicht nur auf seine bloße Sinnbezogenheit und die sinnverleihenden intentionalen Weisen zu prüfen, sondern im Zurückgreifen auf diese auch die eigentlichen zugrunde liegenden psychischen Gegebenheiten zu erfassen.

Zur Verdeutlichung möge dieses in einem Schema dargestellt werden:

Ebene der Selbstgegebenheit des Ich	schlicht erfahrendes Ich, das sich primär auf „etwas“ bezieht	gleichzeitiges originäres Selbstinnewerden des Ich in innerer Erfahrung
doxische Ebene (reflexiver Akt)	Vergegenwärtigung des Ich-Sinns (der sich vermittels des Wortes „ich“ begrifflich darstellt)	
apophantische Ebene	anerkennende Urteilsmeinung „ich bin“	

5. Klinische Konsequenzen

Um Mißverständnissen vorzubeugen, ist noch zu bemerken, daß wir uns hier auf eine bestimmte Fraktion des Erlebens, nämlich das *Ichbewußtsein im engsten Sinne*, beschränkten. Diese Beschränkung ist notwendig. Denn nur so können echte Voraussetzungen für eine Klärung der Probleme der Einheit des Ich im zeitlichen Nacheinander, seiner Ganzheitlichkeit und seines Eingebettetseins in einen weiteren Erlebenszusammenhang gewonnen werden. Auch hätte ein Verweilen bei den immer mitlaufenden Intentionalitäten des Sichausdrückens (auch zum Selbstverständnis eigenen Erlebens), des Gefühls, der Selbstgeltung, der inneren normativen Ansprüche usw., die schon zum Selbst- und Persönlichkeitsbewußtsein überleiten, dem gegenüber eher ein Weniger als ein Mehr bedeutet.

Für eine klinische Differenzierung der Störungen des Icherlebens ergeben die vorstehenden Gesichtspunkte das Folgende:

1. Die gröbste, *organisch* begründete, Ichstörung ist entweder durch Versagen der Ich-Vergegenwärtigung auf der doxischen reflexiven Ebene gekennzeichnet oder aber (beim Stirnhirnsyndrom) durch Minderung des Ichakzentes der Erlebnisse, der mit einem Aktivitätsverlust einhergeht und bereits die originäre Selbstgegebenheit des Ich verblassen läßt. Wenn darüber hinaus der Aktzusammenhang so stark zerrissen ist, daß ein

völliger Gestaltverfall vorliegt, wird man statt von einer Ichstörung besser von einem Ichverlust sprechen.

2. Die neurotische Ichstörung ist als *psychogene* keine primär strukturelle Störung des Ichbewußtseins. Vielmehr liegt bei ihr entweder ein zwangshaftes Wiederholen der Vergegenwärtigung des Ich-Sinnes vor, das ein nicht endenwollendes Vergewisserungsbestreben in Gang setzt; oder aber die Störung liegt auf der höheren Stufe der Apophansis: ein Nichtanerkennenwollen, wie man ist. Das Phänomen des neurotischen Interesses an der Störung und dergleichen führt indessen schon aus dem engeren Bereich des Ichbewußtseins in den des Persönlichkeitsbewußtseins hinaus.

3. Zwischen den genannten Extremfällen der organischen und der neurotischen Ichstörungen liegen die *schizophrenen*. Bei ihnen wird die normale Weite der Erlebensmöglichkeiten durch eine Veränderung der Aktvollzüge gesprengt. Nur durch gewisse kompensatorisch sich zur Geltung bringende kategoriale Sinnmomente (vgl. die Sinnhorizonte im Sinne MÜLLER-SUURS) ist noch eine deformierte Sinnstruktur möglich. Das Ich nimmt sich jetzt in einer modifizierten und doppelt orientierten Seinsweise wahr. Gleichzeitig löst sich der Bezug auf je andere Ichs, der die Welt als intersubjektiv geltend garantiert. Infolge dieser bereits auf der Ebene der Selbstgegebenheit des Ich sich durchsetzenden Vollzugsstörung kann die Vergegenwärtigung des Ich-Sinnes (auf doxischer Ebene) unter der kompensatorischen Formung durch neue Sinnmomente und gleichzeitigem Verlust der kollektiven Normbezüge nur eine „verrückte“ sein: das ursprüngliche Unsichersein, die Unheimlichkeit vor sich selbst wandelt sich zum Erleben eines Ein-anderer-Seins. In seinem Sosein, das keine originäre Bestätigung mehr findet, sieht sich dann der Kranke verzaubert, beeinflußt, hypnotisiert, d. h. einer seinsmodifizierenden Veranlassung unterworfen. Oder er ist (was bei Spiegelerlebnissen Schizophrener schön zum Ausdruck kommen kann) eine Maske, hinter der sich ein anderer verbirgt, oder aber ein zweites Ich.

4. Die *zyklothymen* Ichstörungen sind gegenüber den schizophrenen einerseits den organisch begründeten ähnlicher, und zwar durch das Erlöschen (oder die Steigerung) des spontanen inneren Evidenzerlebens, worin sich die Veränderung des unmittelbaren vitalen Getragenseins der eigenen Existenz anzeigt; andererseits fehlt ihnen gegenüber den organischen Ichstörungen der Gestaltverfall.

Bei der *depressiven* Ichstörung treten durch das Innwerden des Erlöschens der vitalen Vollzugsqualität des Erlebens die bekannten quälenden Erlebnisse des Nichterfüllenkönnens der normativen Bezüge auf, die im Ich-Sinn der doxischen und apophantischen Ebene liegen; so kann es zu keinem erfüllten und in die Dimension des Werdens vorweisenden Icherleben kommen.

Aber auch die *manische* Ichstörung, deren unmittelbares Erscheinungsbild — wie bei der depressiven Ichstörung — im Bereich des Selbst- und Persönlichkeitsbewußtseins liegt, ist fundiert durch eine tiefgreifende Veränderung der vitalen Vollzugsqualität: die überschießende Aktivität der vitalen Spontaneität sprengt die normativen Ich-Gehalte und führt zu den bekannten Übersteigerungen des Selbst- und Persönlichkeitsbewußtseins.

Die zykllothymen Ichstörungen führen also auf doxischer und apophantischer Ebene zu Erscheinungen, die — wenn auch von der veränderten vitalen Vollzugsqualität getragen — den neurotischen verwandt sind.

Zusammenfassung

Fundierendes Moment des Ichbewußtseins ist ein unmittelbares selbst-evidentes Innewerden des eigenen Erlebens. Von diesem originären Ich-erleben muß man als weiteres konstitutives Moment die Vergegenwärtigung des Ich-Sinnes unterscheiden. Der Ich-Sinn vertritt durch seinen empirischen Aspekt individuelle, durch seinen transzental-apriorischen Aspekt intersubjektive (und damit auch kollektive) normative Bezüge im Ichbewußtsein. Während das unmittelbare Ich-erleben in jedem spontanen Erleben in innerer Erfahrung mitlaufen kann, entspricht dem Ich-Sinn ein Akt reflexiver Vergegenwärtigung. In der Reflexion auf das eigene Ich hebt sich aber die Differenz zwischen der Bedeutung des Ich-Sinnes und deren Erfüllung ab. Diese Differenz ist für gewisse pathologische Erscheinungen entscheidend, die ein explizites Ichbewußtsein zur Voraussetzung haben. Die organisch begründbaren und die endogen-psychotischen Ichstörungen setzen strukturelle Veränderungen des Ich-erlebens voraus, die ihren Schwerpunkt im fundamentalen Moment des Aktvollzuges haben. Dagegen liegt der Schwerpunkt der psychogenen (und damit auch der neurotischen) Störungen des Ichbewußtseins in den Ich-Sinn konstituierenden Momenten mit ihren individuellen und kollektiven Normbezügen. Vom Ichbewußtsein im strengen Sinne, das Gegenstand dieser Untersuchung ist, sind das Selbst- und das Persönlichkeitsbewußtsein zu unterscheiden: diese setzen weitere intentionale Modalitäten und konstitutive Bezüge voraus als die hier aufgewiesenen.

Literatur

BRENTANO, F.: Psychologie vom empirischen Standpunkt. Bd. I/II. Leipzig 1924/25. — DESCARTES, R.: Meditationen über die Grundlagen der Philosophie. Übers. v. Buchenau. Leipzig 1920. — FELDMANN, H.: Der Aufbau des Ich-Bewußtseins nach Descartes. Diss. med. Göttingen 1955. — HUSSERL, E.: Formale und transzendentale Logik. Halle 1929. — Cartesianische Meditationen. Husserliana Bd. I. Haag 1950. — Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie, I. Husserliana Bd. III. Haag 1950. — KAFKA, G.: Versuch einer kritischen Darstellung der neueren Anschauungen über das Ichproblem. Arch. f. Psychol. 19, 1 (1910). — STRASSER, St.: Seele und Beseeltes. Wien 1955.